Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 60 (1970)

Artikel: Neue Funde zur Volksmedizin in der Schweiz

Autor: Möckli-v. Seggern, Margarete

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1004353

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Margarete Möckli-v. Seggern

Neue Funde zur Volksmedizin in der Schweiz

Unsere Bemühungen um Material für das volksmedizinische Archiv wurden gerade im letzten Jahr reich belohnt. Im letzten Jahresbericht wies ich schon darauf hin, daß wir, angeregt durch den Begründer des Meilener Ortsmuseums, Herrn Lehrer Pfenninger, in andern Museen nach Handschriften und Büchern zu unserm Gebiet suchten. Wo wir fragten, überließ man uns Kostbarkeiten zum Studium und zur Auswertung, so in Stammheim, Rafz, Lichtensteig und Liestal. Die Hilfe der Kustoden und die Umfrage im Korrespondenzblatt (1969, S. 48) verschafften uns Zugang zu Handschriften aus Privatbesitz. Überblicken wir jetzt die Ernte, die vielen hundert Auszüge und Xerographien, so bleibt der Eindruck, daß damit gleichwohl nur ein schwaches Bild des vorhandenen Reichtums festgehalten worden ist.

Zum jetzt Erschlossenen gehören auch die im Institut für Volkskunde liegenden alten Rezeptbücher. Der eine Folioband, leider ohne Ort und ohne Jahr, wird jetzt von der Zentralbibliothek Zürich vollständig kopiert – ein Beweis für seinen Wert. – Glücklicherweise wird in den erwähnten Handschriften auch unsere Suche nach Veterinärmedizin befriedigt. So schickte uns das Toggenburger Heimatmuseum einen kalligraphischen Band von 1788 mit etlichen hundert Roßrezepten. Vielleicht hat da ein Hufschmied ein ganzes Buch oder gar mehrere kopiert. – In den meisten Schriften stehen die Angaben für Mensch, Tier, für häusliche Bedürfnisse, Stall- und Gartenpflege in buntem Wechsel. Aufmerksamkeit verdienen vor allem die Rezepte mit der Überschrift: «Für Mensch und Vich». Sie beleuchten so recht die Mentalität des Landwirts, des Hausvaters und basieren auf der einfachen Voraussetzung: Was dem einen bei Bauchweh hilft, dient auch dem andern.

Zur äußeren Form der Skripten noch ein paar Bemerkungen! Die älteren sind meist in Leder oder Pergament gebunden. Die Größen variieren stark: vom Oktav- bis zum dicken Folioband. Aus dem 18., vor allem aus dem 19. Jahrhundert gab man uns auch dünne und kleinste Schulhefte. Oft sind es Bücher, in die eine einzige Familie durch mehrere Generationen ihre Eintragungen machte – was gelegentlich zu Wiederholungen führt. Die Lesbarkeit der Handschriften wechselt stark. Um Suchenden die diesbezügliche Orientierung zu erleichtern, haben wir der Bibliographie Photokopien der schwer zu entziffernden beigelegt.

Schwer ist, den Stoff der über drei Jahrhunderte sich erstreckenden «Produktion» – genauer: der Spiegelung in den Abschriften – zu charakterisieren. Am ehesten ist sie anzusprechen als das aufgefächerte, verblassende Ergebnis der frühen magischen Hausväterschriften bis hin zur Dreck-

apotheke Paullinis. Die bisher durchgesehenen Manuskripte befassen sich nicht mehr, oder kaum noch, mit den Regelungen des «adeligen Landlebens»[1]. Nur einige der älteren legen Zeugnis ab vom sorgenden Geist des Hausvaters, vom Gesamtkomplex der im Hause notwendigen Verrichtungen und Tätigkeiten. Es handelt sich um «Agrarschriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts, die in weitausladender, barocker Fülle Regeln und Anleitungen zur Hauswirtschaft, zur Land- und Forstwirtschaft übermitteln... neben Kochrezepten finden sich mancherlei Mittel der Hausmedizin... kurzum ein ganzes Sammelsurium von Wissenselementen verschiedener Art und auch Qualität»[2]. Alles das im Sinne der schon von den Griechen gepflegten Oikonomik. Doch sei hier schon erwähnt, daß einige der untersuchten Handschriften sich nahezu ausschließlich mit jener Hausmedizin abgeben.

Es ist – fast möchte ich sagen: leider – nicht unsere Aufgabe, auf die reizvollen Unterschiede in der Ausdrucksweise einzugehen. Die längeren Angaben oder Berichte, oft im Dialekt abgefaßt, wechseln mit kurzen, sachlichen Apotheker-Reihungen bis zur anschaulichen, ja anmutig liebenswürdigen Darstellung. Unsere Aufmerksamkeit muß sich konzentrieren auf die Rezepte mit ihren meist vagen, summarischen Krankheitsbezeichnungen (die Crux der Volksmediziner), auf die Dialektpflanzennamen und die der Alchemie entnommenen Heilmittel, inkl. den alten Maß- und Gewichtsangaben. Da hilft uns einerseits die Stoffülle, die Vergleiche nach allen Seiten erlaubt, ferner Lexika und Symbolfibeln, alte Botanikbücher aus verschiedenen Kantonen, mündliche und schriftliche Anfragen bei Tierärzten und vor allem der Kontakt mit Dr. R. Trüb vom Wörterbuch der Schweizerdeutschen Sprache. Es ist bereits ein kleines Nachschlagebuch entstanden mit Gebrauchs- und Etymologienotizen, das ständig erweitert wird.

Bei aller Vielfalt und Buntheit im Stofflichen wird in den bearbeiteten Schriften doch der Kulturwandel von einem zum andern Jahrhundert deutlich. In den früheren aus dem 16. und 17. finden wir dieselbe menschliche Grundhaltung, ein ähnliches Weltbild wie zur Zeit der Magia naturalis (Paracelsus, Porta u.a.). Noch besteht die Einheit von Leben und Glauben, von Makro- und Mikrokosmos, von Pflanze und Stern – kurz die ganzheitliche Betrachtungsweise, die die Signaturenlehre geschaffen hatte, die in die merkwürdigsten Stoffe magnetische, heilende Kräfte hineingeheimnisste (so in die Ausscheidungen von Mensch und Tier). Im 18. und 19. Jahrhundert tritt, entsprechend dem sich wandelnden soziologischen Status der Abschreiber und ihrer Leser, das «Curieuse» in den Vordergrund. Das nun meist für den Stadtbürger bestimmte «Kunst- und Wunderbuch» liefert neben medizinischen Belehrungen, auch überholten wie solchen zur Bereitung von Waffensalbe, praktische Hinweise, etwa zum Färben, «Dinten machen», zur Leimherstellung, Holzbearbeitung, Empfehlungen zum «Liebe gewinnen», zum «Totbätten»,

[1] Otto Brunner nennt sein umfassendes Werk über Hausväterliteratur: Adeliges Landleben und europäischer Geist, Salzburg 1949.

[2] Albert Hauser, Zur Entstehung und Bedeutung der Hausväter-Literatur, NZZ 19. Dezember 1965, Nr. 5472 (139).

zum Unsichtbarmachen, «Weiber auf ein Ort zu bringen» – kurz: das «Grobianisch Ausgreifende drängt allmählich vor» – für Kenner des Barocks nicht überraschend.
Gelegentlich stoßen wir bei der Durchsicht der Handschriften auf Raritäten, so etwa bei einer aus Guntalingen (Privatbesitz). Es fand sich darin ein vollständiges «Lehrbuch für Barbierer» – für die Volksmedizin und die Medizingeschichte von Bedeutung.
So interessant das einzelne Rezept sein mag, das sympathetische wie auch das «vernünftige» – volkskundlich und sozialmedizinisch aufschlußreich ist erst die *Liste* der Krankheiten, die man mit Hilfe der angegebenen Mittel heilen zu können glaubt. In Bindung an die meist bäuerliche Umwelt richtet sich die Aufmerksamkeit in erster Linie auf die arbeitshindernden Leiden: zu nennen wäre da etwa: die böse Hand, das Panaritium, der «Wurm am Finger»[3], wie auch die nachlassende Sehkraft, überhaupt Augenschädigungen aller Art. Zahlenmäßig an dritter Stelle kommt in unserer Kartothek das «Grimmen», womit im Volksmund alle Leiden der Verdauungsorgane zusammengefaßt werden. Rätselhaftes Fieber, Zahnweh, Geschwulste an Füßen und Beinen versucht man auf vernünftige, öfter auf unvernünftige Art loszuwerden. Wunden und Brandwunden finden breite Beachtung, gemessen daran ist die Zahl der Rezepte für Knochenbrüche und Luxationen klein. Es ist natürlich nicht möglich, hier ein Gesamtregister der beschriebenen Krankheiten und ihrer Abwehrmittel aufzustellen. Nur soviel noch: ein unwahrscheinlich hoher Prozentsatz der Empfehlungen gilt den kleinen Plaggeistern, den Warzen, Hühneraugen, dem Muttermal und den Sommersprossen.
Noch einmal: Liste der Krankheiten! Man müßte untersuchen, ob sich Hilflosigkeit oder Scharlatanerie verrät, wenn z.B. eine Salbe aus vier harmlosen Stoffen gegen 55 verschiedene Bresten angepriesen wird. Beklemmende Hilflosigkeit zeigt sich meines Erachtens auch, wenn in einer einzigen Handschrift unendlich viele Heilweisen für nur eine Krankheit angegeben werden. Und bei allen heißt es zum Schluß suggestiv: «Probatum» oder «bewert». Nach Ratlosigkeit (oder Geschäftstüchtigkeit?) sieht auch ein Rezept aus, das für ein einziges Medikament 39 Bestandteile vorschreibt, Ingredienzen, die nur ein Apotheker zu liefern, wiegen und mischen vermag.
Wollte man eine statistische Gruppierung des gesamten Stoffes vornehmen, so kämen Segen, Sprüche, Wallfahrten, Beschwörungen, desgleichen Badevorschriften und Aderlaßempfehlungen an die letzten Stellen.
Diese summarischen Angaben sollen noch ergänzt werden durch einige Beispiele aus den Rezeptarien. Entscheidend für die Wahl war nicht ihr dokumentarischer Wert, eher die subjektiven Interessen, z.B. das Sichtbarwerden von Traditionsketten u.a. In allen durchgesehenen Handschriften dominiert die Beschaffung und Verwertung von Heilpflanzen.

[3] In einer linguistischen Arbeit: KARL JABERG, Krankheitsnamen, Metaphorik und Dämonie SAVk 47 (1951) 77ff. = Festschrift Meuli, wird wunderbar deutlich, mit welcher Intensität sich Denken, Phantasie und Helferwille aller Volksschichten, vom Balkan bis zur iberischen Halbinsel, diesem Leiden zuwenden.

Oft geht es nicht um direkte Wirkung durch Einnehmen, mindestens so oft um die sympathetische, meist aufgrund der «Signatur». So heißt es in der schon erwähnten Handschrift aus Guntalingen: «Wermuth bleter in die Schuh gelegt und mit bloßen Füßen darauf gegangen bringt lust zum essen.» Gleiches sagt ein Zettel aus Jonen AG von 1917, also 100 Jahre später. – Schöllkraut (Chelidonium) bei Gelbsucht einzunehmen (gelbe Blütenfarbe), ist weit herum bekannt. In Rafz ZH, um 1800 genügt es wiederum, das Kraut in die Schuhe zu legen. Ein Jahrhundert früher gilt die gleiche Vorschrift bei Wassersucht, verbunden allerdings mit dem Trinken von Wermutwein. – «Long Hor zu machen mit Hilfe von Kletenwurtz» kennt man auch noch im 20. Jahrhundert, aber der Zusazt: «Ist auch gut für die gedechtnuß ds Haupt dormyt gezoberet» (gesäubert), erweckt heute Heiterkeit.

In einer Handschrift aus dem Basler Institut (ohne Ort, ohne Name), in Notizen aus Brienz (18. Jahrhundert), aus Stammheim ZH (1833) ebenso im Teatrum Botanicum von Zwinger (1696) begegnen uns Lobpreisungen des Eschenholzes. (Es ist nicht etwa das einzige heilende Holz). Eine überraschende Vielfalt von Empfehlungen und Superlativen knüpft sich daran. Ist es ein Nachleben des Glaubens an die Weltesche Yggdrasil? Das Bestreichen mit dem Holz hilft u.a. gegen «Bodagra oder Rotlauf»[4] – Gelenk- und Hautschaden gekoppelt; ferner, wenn ein Mensch «Ruhr, das grimme oder bärmutter» hat, «er sei jung oder alt»; man nehme es, «so jemand blutet», und dem, «welchen die zän blaget – der Mache zan stührer von diesem holtz.» Wichtiger Zusatz: «Ein las oder Schrebfeisen nach dem Gebrauch mit diesem holtz bestrichen, so geschwiret es (die Schnittstelle) nicht.» Auch wenn jemand «hoch oder Nieder felt», dient das Holz. «Und Gebärende soll man auf Eschenholz legen, «so wird sie desto leichter jhren burden entlediget.» Der Leistungsfähigkeit dieses Materials entsprechen die feierlichen Vorschriften für seine Beschaffung: «Haue am St. Petry Tag vor Sonnenaufgang, auf das es in drey Streichen falle»; in den «Alpensagen»[5] werden St. Johannis- oder Karfreitag empfohlen.

Merkwürdig beharrlich kehren bis in die «Kunst- und Wunderbücher»[6] des 18. und 19. Jahrhunderts hinein die Rezepte für Waffensalben wieder. Gemeinsam ist nahezu allen: Man bestreiche die Waffe, mit der einer beschädigt wurde, mit einem Hölzchen, das zuvor in die Wunde getaucht wurde – und: diese selbst heilt gewiß. Hauptbestandteil der Salbe, mit der Waffe und Wunde bestrichen werden müssen, ist Fett, möglichst ein schwer zu beschaffendes wie Bärenschmalz, Menschenfett, Regenwurmöl u.a.[7]

[4] Dieses und die folgenden Eschenholz-Rezepte sind einer Handschrift aus Guntalingen ZH (1833) entnommen.

[5] Th. Vernaleken, Alpensagen, Wien 1858.

[6] Diese sind, wie W.-E. Peuckert in seiner «Gabalia» (Berlin 1968) sagt, aus der magia naturalis der Bauern und Landsknechte hervorgegangen und werden nun vor allem vom Städter studiert. In dem genannten Buch werden anhand von unzähligen, eindrücklichen Beispielen die geistesgeschichtlichen Hintergründe zu unserer eigenen Stoffsammlung beleuchtet.

[7] Hat die Waffe einen Knochenbruch verursacht, so muß in jedem Fall Wallwurz beigefügt werden – eine kluge Maßnahme.

Ein mehrfach genannter Zusatz zur Waffensalbe ist das Pulver aus Hirnschalen von Menschen. Schon es allein sei imstande, «Wunden und Geschwähr zu Heilen» (Handschrift aus dem Basler Institut). Es hilft aber auch, «Wen eine Frau Zeit zu viel hat», d.h. zu starke Blutungen. – Bei Gicht soll man «Hirnschalenbulfer mit verschiedenen Pflanzen in Meienblümliwasser» einnehmen (Handschrift Liestal), und zu den «liecht dornen nimmt man präparierten Todtenkopf» mit Wachs zu kleinen Schüsselein geformt und ausgepreßt (Handschrift Lichtensteig, 1792)[8].

In einer Handschrift aus dem Kantonsmuseum Liestal heißt es: «Miesch (Moos) aus ein Hauptschädeldach bind in ein Lump, Häng es an den Hals bis an das Härtzgrüb.» Eine Variante aus Unterhallau SH: «Nim das miss (Moos) von doten schädel daß findt man in doten hüser in den Cartolischen orten... bren es zu bulfer... oder trag es im hosensakh zur Plut stellung.» Moos vom Totenschädel – am wirksamsten sei das vom Schädel eines Gehenkten – ist nicht nur oft genannte Panacee, es dient auch als Apotropaion («wann er sich balgen wolte»).

Hier noch Ähnliches in ungewöhnlicher Zusammensetzung: «Vor die fallende Sucht Nimm von der Nachgeburt einer Frau, und von eines Menschen Todtenbeinen auf dem Kirchhof, davon gib dem Patienten 3. Messerspiz voll ein» (Handschrift Meilen um 1880). Im Wallis gelten Totenknochen nach Angaben G. A. Wehrlis (1918) als heilkräftig, z.B. in Schafmilch geschabt gegen «Chlapf» getrunken. – Vermischt mit Frauenmilch «thu es über den schaden (das Ungenannte = Panaritium), es hilfft» (Handschrift Unterhallau 1650). Um Blut zu stillen noch einmal: «Nim Mumia 1 quintly Totenbein 1 quintly stos zu Bulfer Truks mit kaltem Wasser in die Wunden es Hilft gar bald» (Handschrift Basel ohne Jahr).

Zum vielbehandelten Thema der Tiere, ihrer Organe und Ausscheidungen in der Volksmedizin nur wenige Beispiele. Am zahlreichsten und vielfältigsten sind in unserer Sammlung die Schneckenrezepte, weniger geläufig und darum interessanter Froschteile als Heilfaktor. «... ist gut für die hinfalende sucht» – um Epilepsie bekümmert sich die Volksmedizin besonders aufmerksam – «nim im früling viertzig grüner fröschen und schnid jnen das *hertz* herus und der (dörr) sie und mach sie zu buluer...», mit Verbenenwasser eingeben, steht in einer Handschrift aus Basel im 17. Jahrhundert. Zu gleicher Zeit, 1670, heißt es in Meilen: «Nimb 40 fröschen die *Läbern* da auß... und brän die Läbern zu pulffer. Für die fallende Sucht.» – Einen ganzen lebendigen Frosch muß ein Mensch zerstoßen, der die «brüni» hat. Dann soll er ihn in Mulbeer- oder «ambiziwasser» tun und damit gurgeln (Hauschronik der Ammänner Vogler, 1525, Zürich). – Für «die ammäler an der Hut» legt man drei Frösche in Salz und betupft jene mit der Lösung (Handschrift Basel 17. Jahrhundert).

[8] Zu Cranium humanum sagt WOLFGANG SCHNEIDER (Lexikon zur Arzneimittelgeschichte, Bd. I: Tierische Drogen, S. 55): «C. h., menschliche Hirnschale. Im späten Mittelalter (Nicolaus Praepositus) als Antiepilepticum. Offizinell vom 16. Jh. (Ph. Nürnberg 1592) bis 18. Jh. (Ph. Württemberg 1785). Bestandteil offizineller Komposita, in Ph. Württemberg 1741 z.B. Pulvis cephalicus Camerarii und Winteri, Pulvis epilepticus Cellarii, Holsatici und Mynsichti.»

Als Allheilmittel wird obendrein das Froschlaichöl gepriesen, vermischt mit zwei Pfund Baumöl (= Olivenöl) (Handschrift Basel 1758).
Ähnliche Heilkraft wird den Regenwürmern[9] zuerkannt. Auch aus ihnen macht man Öl, möglichst aus 77 (Handschrift Liestal), und man hat aufzupassen, daß die «Rögen zu vor sich ein nacht ihm sand Burgiert habend», dann erst sind sie in Brot eingehüllt zu backen. «Yst gut zu Lämi und Erstarrung» (Handschrift Meilen 1670). Gedörrt streut man sie in die Wunden, heißt es im Kanton Bern (Handschrift ohne Jahr); in Wein gelegt und warm getrunken, «so ein Mensch gefallen das ihm Blut zum Herzen kommen und in Trukt».
Nach diesen Hinweisen auf Stoff und Problematik unserer Arbeit möchte ich zum Schluß auf einen Fund hinweisen, dem in seiner Geschlossenheit und Einmaligkeit besondere Bedeutung zukommt.
Vor gut einem Jahr wurden wir auf eine Handschrift aufmerksam, die sich bei näherem Studium als ein spätes, reifes Beispiel der besprochenen Hausväterliteratur erwies. Der Kustos des Ortsmuseums in Rafz ZH hatte in einem Haus seiner Gemeinde ca. 2500 handgeschriebene Seiten des Arztes J. J. Graf gefunden. Dieser Mann hat von 1790 bis 1850 Tagebuch geführt und, wie die folgenden Kapitelüberschriften bezeugen, im Sinne jener Coler, Crescenti, Hohberg, doch ohne selbst «Hausvater» zu sein, aber wie jene beobachtend, schreibend auf Grund einer profunden Bildung, weit gespannter Interessen und eines überdurchschnittlichen Darstellungsvermögens. Die Kapitelüberschriften lauten: Die ärztliche Praxis – Seuchen der Menschen (1. und 2. Fassung) – Constitutio epidemica – Genius der Krankheiten – Acute Krankheiten von 1672 an – Meteorologische Beschaffenheit – Klima – Die vorigen Zeiten... (geschichtlicher Rückblick) – Einwohner – Physischer Charakter – Sprache – Selbstmord – Winterarbeit – Strohflechterei – Vermögensstand – Flächeninhalt von Äckern, Wiesen, Weingärten, Wäldern – Ackerbau – Wiesenbau – Gartenbau – Obstbau... Jagd/Forstnutzung – Naturerzeugnisse – Ertrag des Bodens – Nahrungsmittel – Kleidung – Wohnungen und öffentliche Gebäude – Bauernregeln – Sitten und Gebräuche – Lesen von Büchern – Selbstkuren. Abgesehen von den für uns so wichtigen Stoffgebieten sind diese Berichte deshalb so wertvoll, weil sie beschränkt sind auf Rafz und drei Nachbargemeinden, also örtlich wie zeitlich genau begrenzt. Der historische Teil des Manuskripts wird jetzt zum Druck vorbereitet im Hinblick auf die 1200-Jahrfeier von Rafz. Wir hoffen sehr, einen Verleger zu finden, der bereit ist, den volkskundlichen Teil des Manuskripts – gekürzt – in Buchform erscheinen zu lassen.

[9] Auch die offizielle Arzneimittellehre hat Regenwürmer lange Zeit empfohlen, Dioskurides und Galen z. B., um zerschnittene Sehnen zu heilen, oder mit Öl gekocht gegen Ohrenschmerzen. «Ähnlich bei den Arabern... Die Arzneitaxen und Pharmakopöen des 16. bis 18. Jh. führen die Regenwürner als Artikel nicht, da sie jeder selbst sammlen konnte; sie haben sie aber getröcknet oder gebrannt oder präpariert, ferner Präparate aus frischen Regenwürmern...» WOLFGANG SCHNEIDER (wie Anm. 8), S. 48.

Adressen der Mitarbeiter

Dr. iur. THEODOR BÜHLER, Culmannstraße 20, 8006 Zürich
Dr. phil. WALRET HEIM SMB, 6405 Immensee SZ
Frau Dr. phil. M. MÖCKLI-v. SEGGERN, Chillerweg 6, 8703 Erlenbach ZH